

Das höchste Bild, in welchem wir des Volksgeistes geeinigtes Gesamtleben anschauen werden, ist deshalb der Geist selbst. Der Geist eines einzelnen Menschen ist erfüllt von einer unzählbaren Vielheit von Vorstellungen aller Art; in der reizbarsten Wechselwirkung unter einander begriffen, bilden sie zusammen die Bestimmtheit, den Charakter, den Lebensgehalt dieser Persönlichkeit. Seine Gedanken gehören alle zum Individuum; aber eine Idee, welche in diesem Individuum entspringt, kann Macht gewinnen hinauszuwirken auf das ganze Volk, auf Jahrhunderte, auf viele Nationen.

A n m e r k u n g.

Vorbereitet durch die Erörterungen dieses Vortrags, werden wir nun im nächsten Heft, auf der Basis des Schlufgedankens versuchen, „einige Grundgesetze des geistigen Zusammenlebens“ zu entwickeln.

Lazarus.

Ueber die Wurzeln der Sprache.

(M. J. Pott, Etymologische Forschungen auf dem Gebiete der indogermanischen Sprachen. Zweite Aufl. in völlig neuer Umarbeitung. Zweiten Theiles erste Abthl.: Wurzeln; Einleitung. 1861. XVII S. und 1023 S.)

Wir wissen längst: Hr. Pott hält, was er auf den Titeln seiner Bücher verspricht — ja, er gibt noch mehr. Ist auch der nächste Zweck seiner Arbeiten die Aufhellung der indogermanischen Sprachen nach Seiten ihres lautlichen Formbaues, so wird dieser doch durchgehends dem höheren Zwecke untergeordnet, die Entwicklung jenes Sprachstammes von Anbeginn bis auf den heutigen Tag zu erforschen, und auch dies wiederum nicht bloß von Seiten des Lautes, sondern auch des inneren, ideellen Lebens. Schon zu diesem Behufe unterläßt Pott nicht, allen Analogieen nachzuspüren, welche die entlegensten

Sprachen auf irgend einem Winkel der Erde mit den indogermanischen aufweisen. Er thut dies aber um so mehr, als er mit klarem Bewußtsein alle diese Special-Forschungen dem noch höheren Zwecke einzufügen strebt, die allgemeine (d. h. sowohl allumfassende als die einheitliche Sprach = Idee begreifende) Sprachwissenschaft zu begründen oder auszubauen. — Wie sehr aber die zweite Auflage des Werkes, welches ihm vorzugsweise seinen Ruf verschaffte, verdient eine „völlig neue Umarbeitung“ zu heißen, kann schon der Vergleich des Umfanges beider Auflagen lehren.

Unsere Zeitschrift kann aus inneren Gründen noch viel mehr als aus bloß äußerlichen nicht versprechen, die Schuld, welche sie gegenüber Werken, wie das vorliegende, überhaupt aber gegenüber den neu erscheinenden gediegenen Arbeiten hat, die für die Völkerpsychologie oder auch nur für die Sprachwissenschaft wichtig sind, bald einzulösen. So haben wir in unserem Aufsatz über den ersten Band von Potts Werk (diese Zeitschr. I, 294 — 328) nur erst einen einzigen Punkt, den allgemeinsten, besprochen, ohne auf den außerordentlichen Reichthum an geistvollen Bemerkungen über die dort behandelten Partikeln eingehen zu können, und schon wird uns der zweite Band geboten, der nicht minder wichtig ist. Indessen werden wir ja nie und nirgends von Formwörtern im Einzelnen oder im Allgemeinen reden können, ohne auf den genannten Band zurückzukommen; wenden wir uns also jetzt getrost zum zweiten.

Von Georg Curtius, Grundzüge der griechischen Etymologie, erwarten wir noch den zweiten Theil. Bei meiner Besprechung des ersten Theils (diese Zeitschr. I, 416 — 432) hatte ich besonders nur die Absicht, die nothwendigen Vorbereitungen für einen zweiten Artikel zu treffen, der nach Erscheinen des zweiten Bandes folgen soll. Aber auch dort habe ich einen Punkt von größter Wichtigkeit, das Wesen der Wurzel, eben nur berührt (das. S. 430 — 432). Da nun Potts Werk ganz diesem Gegenstande gewidmet ist, so ist die Gelegenheit gegeben, ihn ausführlicher zu behandeln. Ja Pott selbst zwingt uns, auf Curtius zurückzukommen, da er vielfach gegen ihn bald sich vertheidigt, bald ankämpft.

Es sei hier überhaupt der (im Wesentlichen sehr erfreulichen) Erscheinung gedacht, daß in der zweiten Auflage Potts Polemik eine ganz andere Richtung genommen hat, als sie in der ersten verfolgte. Zwischen beiden liegen freilich dreißig Jahre, d. h. fast ein Menschenalter. Während sich nun Pott ehemals gegen das Treiben der völlig unwissenschaftlichen alten Etymologie in stürmendem Angriffe zu wenden hatte, so kämpft er jetzt beinahe durchweg sich vertheidigend gegen die Angriffe jüngerer Männer, die ihm mit den strengsten Gesetzen der etymologischen Kunst entgegengetreten sind. Es ist mir ein schönes Schauspiel: der halbgraue, aber noch immer nicht nur rüstige, sondern heiße Kämpfer im Streite gegen junges, und doch höchst müchternes Blut — und Blut von seinem Blut.

Fragen wir nun zuerst, was eine Wurzel ist; suchen wir den Begriff, das Wesen der Wurzel. Curtius, der diese Frage, nach seinem Zwecke, nur kurz und gelegentlich berührt, antwortet (S. 44): „Wurzel ist derjenige Lautcomplex, welcher übrig bleibt, wenn man alles Formelle von einer gegebenen Wortform abstreift“. Mit dieser Definition ist Pott nicht zufrieden (S. 193), und wohl mit Recht. Zwar könnte der Vorwurf, daß sie „nur verneinend verfähre“, ungerecht scheinen; denn das Ergebnis dieses verneinenden Verfahrens ist etwas Positives. Durch das Abstreifen des der Wurzel Negativen, (d. h. ihr nicht Zukommenden, der Bildungs-Elemente) ergibt sich ein bestimmter Rest, und so ist jenes Thun Negation des Negativen (Hegelsche Negativität), und also Position. Indessen näher betrachtet, wird sich die Sache anders zeigen.

Offenbar sind Wurzel und Formelles relative Begriffe, wie positiv und negativ, A und ein bestimmtes Nicht-A, wie strenge Gegensätze. Die Negation des einen Gliedes ist in diesen Fällen sogleich die Position des andern; Negation des A ist nur Position des Nicht-A, und umgekehrt Negation des Nicht-A ist eben Position des A. Wer daher das eine Glied des Gegensatzes durch die Negation des andern definiert, dreht sich im Kreise oder begehrt ein idem per idem. In unserem Falle also kann die Wurzel nicht als das Negative des Formellen definiert werden. Denn früge man, und was ist das Formelle? so wäre

die Antwort: das Negative der Wurzel, d. h. der Rest nach Abstreifung der Wurzel von einer gegebenen Wortform.

Curtius wollte, das ist sicher, keine bloß nominale, sondern eine genetische Definition geben. Dieses Streben, sich der Sache im Kerne zu bemächtigen, das in unserer heutigen Wissenschaft überhaupt sichtbar ist, muß auch hier anerkannt werden. Es scheint aber allerdings, als sei diesmal das Bemühen mißlungen. Beachtet man genau die Ausdrucksweise: „der Lautcomplex, welcher übrig bleibt, wenn man alles Formelle von einer gegebenen Wortform abstreift“, so kann man wohl nicht anders sagen, als daß die erstrebte genetische Definition umgeschlagen sei zu einer praktisch = empirischen Anweisung, die Wurzel in einem gegebenen Falle aufzufinden. Die Vermuthung liegt sogar nahe, Curtius sei, bewußt oder unbewußt, bei der Formulirung seiner Definition von einem praktischen Motive geleitet worden. Klar ist so viel: Curtius sagt, wie der Grammatiker die Wurzel findet, nicht was sie ist.

Da nun ferner die Wurzel in der Wortform zuweilen Umstellung, oder Auswerfung eines Vocals erleidet, wie z. B. in *ἐγί-γν-ετο*, wo zwischen *γ* und *ν* der Wurzelvocal ausgefallen ist, so muß Curtius selbst seiner Definition noch eine nähere Bestimmung hinzufügen, womit er ihre Unzulänglichkeit thatsächlich beweist.

Pott hebt auch noch hervor, daß die besprochene Definition nicht auf die einsylbigen Sprachen passe, welche die Wurzel eben gar nicht mit Formellem bekleiden, und in denen doch die Lautcomplexe mehr sind als bloße Wurzeln. Solche Lautcomplexe aber ohne formelle Elemente treten mehr oder weniger häufig in allen formlosen Sprachen auf, zeigen sich selbst im Aegyptischen, ja sogar bedingungsweise im Sanskrit.

Endlich aber läßt sich nach Curtius auch nicht die Wurzel vom nominalen Thema unterscheiden, im Falle, daß jene unmittelbar die Declinations = Endungen annimmt. So unterscheidet man zwar in der Wortform *ζυγόν*, *jugum*, leicht das Thema *ζυγο*, *jugu* und die Wurzel *ζυγ*, *jug*, wie aber in *duc-s* (*dux*) u. s. w.?

Der praktischen Brauchbarkeit der besprochenen Definition

verschlagen diese Einwände nichts. Man könnte ja auch das Thema analog der Wurzel so definiren: Thema ist derjenige Lautcomplex, welcher übrig bleibt, wenn man die Casus- oder Personal-Endung von einer gegebenen Wortform abstreift. Daß in Fällen wie *dux*, man suche die Wurzel oder das Thema, nach der geforderten Subtraction derselbe Rest bleibt, oder daß es gar nichts zu subtrahiren gibt, also das Gegebene selbst Wurzel oder Thema oder beides ist, was schadet das? Nichts — nur dies beweist es, daß jene Definitionen nicht die Bestimmungen eines Begriffs enthalten.

Pott untersucht das Wesen der Wurzel ausführlich und sucht sie allseitig abzugrängen. Ihm ist die Wurzel nicht ein bloßer Lautcomplex, nicht „Laut an sich“, „welcher nur die physische Seite der Sprache hervorkehrt“; sondern sie ist bedeutungsvoller Laut, hat „einen geistigen Inhalt“ (S. 206). Nun hat Pott nach drei Seiten hin Gränzlinien zu ziehen. Er hat erstlich die Bedeutung der Wurzel von der des Wortes zu unterscheiden. Aber auch zweitens die Sylbe und drittens selbst die einfachen articulirten Laute sind bedeutungsvoll (denn wären sie es nicht, „wie würden sie sonst in ihren weitem Zusammenfassungen plötzlich zu bedeutungsvollen Symbolen?“), und wie unterscheidet sich nun die Wurzel von ihnen?

„Die Wurzel, sagt Pott (S. 207), gibt dem denkenden Geiste in einer oder mehreren (gewiß nicht leicht in allen) Sprachen, also stets nur für bestimmte Völker oder Volksschaften einen bestimmten Anstoß, bindet seine Aufmerksamkeit an einen gewissen einheitlichen Punkt, so oft ihm in eigener oder fremder Rede irgend ein Wort vorkommt, worin die jedesmalige Wurzel noch dem gewöhnlichen Sprachsinne fühlbar geblieben“. Zudem nun jede Wurzel in einer oder mehreren bestimmten Sprachen eine bestimmte, und so oft sie wiederkehrt, immer dieselbe Bedeutung hat, ist sie wesentlich von der Sylbe nach zwiefacher Seite hin geschieden. Denn erstlich ist nicht jede denkbare Sylbe in einer bestimmten Sprache verwendet, und zweitens findet sie sich auch in mehreren oder allen Sprachen, so kann sie doch in jeder derselben eine andere Bedeutung haben. Ist aber von Wurzel die Rede, so geschieht dies allemal nur mit Bezug auf eine oder

mehrere bestimmte Sprachen, denen sie angehört; bei der Sylbe kann man alle Sprachen oder gar keine im Auge haben, da sie allen angehören kann und keiner anzugehören braucht. Eine Sylbe ist also Wurzel, insofern sie von einem Volke oder Völkerstamme praktisch verwerthet ist. Mit diesem Umstande ist aber auch allemal eine größere Bestimmtheit der Bedeutung verbunden, als diejenige ist, welche der Sylbe an sich gehört. Eben daher kommt es auch, daß eine Sylbe, indem ihre an sich vage, verschwommene Bedeutung von dem einen Volke so, vom andern anders näher bestimmt wird, in verschiedenen Sprachen Verschiedenes bedeuten kann. — Wenn nun aber noch die Sylbe nur eine sehr unbestimmte Bedeutung hat, um wie viel mehr muß dies beim einfachen Laute der Fall sein, der eben nur, wie etwa die Musik, Gefühle anregen kann. Wie wenig die bestimmtere Verwendung einer Sylbe als Wurzel in einer Sprache aus der Sylbe an sich durch unser Lautgefühl errathen werden kann, beweist Pott in einem Aufsatze (auf den er S. 207. N. seines Buches verweist), der im nächsten Bande dieser Zeitschrift erscheinen wird.

Habe ich in Vorstehendem Potts Ansicht richtig dargestellt, so wüßte ich auch nicht, was gegen sie einzuwenden wäre, und ich würde mich nur wenig abweichend, kürzer und vielleicht doch bestimmter dahin erklären: wir gebrauchen die Ausdrücke Buchstabe, Vocal, Consonant, Sylbe nur, insofern wir, von der sprachlichen Bedeutung derselben absehend, den Laut oder Lautcomplex als physiologisches Product betrachten; und wir gebrauchen andererseits den Ausdruck Wurzel nur, insofern wir eine Sylbe als einer besonderen Sprache mit einer bestimmten Bedeutung angehörig ansehen. So beruht allerdings der Unterschied zwischen Wurzel und Sylbe (oder Sylben, wenn es mehrsylbige Wurzeln geben sollte), wie auch zwischen Wort und Sylbe oder Sylben nicht auf irgend einem objectiven Umstande, sondern nur auf unserer Betrachtungsweise.

Pott hatte erstlich offenbar die Neigung, nicht einen bloß subjectiven, sondern einen objectiven Unterschied aufzustellen, was ihm aber nicht gelungen ist und nicht gelingen kann. Denn wenn auch allenfalls, da sich die Gesamtheit der möglichen

Syllben und die Wurzeln einer Sprache und vielleicht sogar aller Sprachen schwerlich vollständig decken werden, beide objectiv unterschieden werden könnten: so können doch diejenigen Syllben, welche in einer Sprache oder allen Sprachen als Wurzeln dienen, von diesen nur durch den Gesichtspunkt unterschieden werden. Pott scheint sich aber zweitens zu einer objectiven Scheidung gedrängt gefühlt zu haben durch die Schwierigkeit, daß bei meiner subjectiven Unterscheidung die onomatopoetische Bedeutsamkeit der Laute und Lautcomplexe keinen Platz finden zu können scheint. Denn wenn man von einer dem Laute r, l oder dem Lautcomplex krach, klap, ratz u. s. w. objectiv (d. h. nach allgemein menschlichem Gefühl und Wesen) zukommenden oder inwohnenden Bedeutung spricht, so betrachtet man den Laut nicht mit Absehung von seiner Bedeutung und doch nicht als Wurzel. Nun meine ich einerseits allerdings, daß eine Betrachtung des articulirten Lautes nach seiner objectiven Bedeutsamkeit in einem System der Sprachwissenschaft ihre Stelle finden müsse, und daß sie z. B. bei Heyse (§§. 31, 36—39, 45. 46) an richtigem Orte und in der gehörigen Beschränkung angestellt sei (oder der Kritiker zeige, und behaupte nicht bloß, daß dem nicht so sei). Andererseits aber ist doch diese Betrachtung nur eine physiologische, eine noch vor der wirklichen Sprache liegende. Es geschieht in ihr nicht mehr, als wenn der Naturforscher aus Zahlenverhältnissen der Schwingungen der Körper die musikalischen Intervalle der Töne ableitet oder die Harmonie und Disharmonie der Farben auf physiologische Verhältnisse zurückführt. Die objective Bedeutsamkeit der Laute beruht auf dem psychisch=organischen Reflexverhältniß, begleitet vielleicht von ganz dunkeln, völlig unbewußten psychischen Processen. Sie macht nur den Keim der Sprache aus, ist aber nicht schon selbst sprachliches Element, wie die Bedeutung einer Wurzel. Der Laut oder Lautcomplex an sich also mit seiner objectiven Bedeutsamkeit steht noch gar nicht in der Sprache; die Wurzel aber ist ein Lautcomplex, dessen objective Bedeutsamkeit von einem Volksgeiste subjectiv eine bestimtere Geltung erhalten hat, als ihm objectiv zukommt. Weil die Wurzel in der wirklichen Sprache lebt, gehört sie auch alle-

mal einer besonderen Sprache an. Betrachten wir sie als bloße Sylbe, so sehen wir von ihrer bestimmteren subjectiven Geltung in der besondern Sprache ab, und betrachten sie bloß als physiologisches Product, als Erfolg einer Reflexbewegung, in welchem zunächst nur die Möglichkeit zu einer subjectiven Verwendung als Wurzel liegt. Also läßt sich auch, ob und wie diese Möglichkeit zur Wirklichkeit geworden ist, nicht a priori construiren; aber wohl läßt sich, wenn sie es geworden ist, dies häufig a posteriori verstehen. Denn die subjective Verwendung der objectiven Bedeutsamkeit geht nicht grundlos, nicht mit völligem Mangel an Beachtung der letzteren vor sich, sondern geht gerade aus dieser, nur bei jedem Volke unter Mitwirkung individueller Bedingungen, hervor. Diese Bedingungen lassen sich nicht construiren, hindern aber das Verständniß nicht *).

Da nun Wurzel und Wort in gleicher Weise von Sylbe unterschieden, also unter sich nicht lautlich zu unterscheiden sind, so ist es nun nöthig zu zeigen, wie sie sich nach Seiten ihrer Bedeutung von einander sondern.

Bei diesem Punkte finde ich nicht, daß Pott etwas Eigenthümliches sagt. Er citirt (S. 196) Heyse und schließt sich ihm an. Die Wurzel nämlich enthält nur den ideellen Stoff ohne irgend welche grammatisch=formale Bestimmung, welche erst im Worte hinzugefügt wird. Da demselben Inhalte als Stoff vielfache Formbestimmungen angethan werden können, so entspringen meist, und ursprünglich (wenigstens theoretisch genommen) immer, aus einer Wurzel mehrere oder viele Wörter. So erscheint eine Wurzel als der gemeinsame Grundstoff einer Wortfamilie. Hier ließe sich Curtius' Definition als Corollarium einschalten.

Ein wichtigerer Folgesatz ist aber der: der Ausdruck Stoff= wurzel ist tautologisch; Formwurzel eine *contradictio in adjecto*.

*) Wer ein theoretisches Interesse an sorgfältigen Begriffsbestimmungen hat, für den bedarf die Ausführlichkeit der obigen Darlegung keiner Entschuldigung. Wer aber den Werth der Begriffe nur nach ihrer Wichtigkeit für die historische Forschung mißt, dem gegenüber mache ich mich anheischig zu dem Beweise, daß ein wesentlicher Grund, weswegen bis heute auch noch nicht der Anfang zu einer wissenschaftlichen chinesischen Lautlehre gemacht ist, in der mangelhaften Erkenntniß des Wesens der Sylbe liegt.

Denn Wurzel ist nur Stoff. Dies schließt aber nicht aus, daß eine gewisse Klasse von Wurzeln, obwohl Stoff, doch zur formalen Bestimmung anderer Wurzeln verwendet werden können, so besonders die demonstrativen Wurzeln (vergl. meine Charakteristik der Sprachtypen S. 278—284).

Es fragt sich nun: hat die Wurzel ein wirkliches Dasein und Leben, oder ist sie eine rein theoretische Construction, ein Abstractum des Grammatikers zum Behufe der Analyse des Wortes? Pott antwortet (Seite 198): „Die der Sprache einwohnenden Wurzeln sind lebendige und forzeugende Principe; die des Grammatikers hingegen bloß aus jener entnommene, todte Präparate“. Ebenso Curtius (S. 45): „Wurzeln sind zwar Abstractionen, aber daraus folgt keineswegs, daß sie nicht wirklich wären; sie sind nur nicht für sich wirklich. Wohl aber liegen sie halbbewußt den verschiedenen aus ihnen hervorgegangenen Formen zum Grunde, so gut wie die aus den Wurzeln gebildeten Stämme den Formen, die wieder aus ihnen entspringen“.

Dies zugestanden, so sehe ich noch keineswegs ein, wie hieraus folgen sollte, daß „wir als Wurzeln nur solche Lautcomplexe anerkennen können, welche nach den Lautgesetzen der Sprache, mit welcher wir zu thun haben, sprechbar sind“ (das.). Denn, sind die Wurzeln „nicht für sich wirklich“, so brauchen sie auch nicht für sich sprechbar zu sein. Wir dürften also immerhin eine griechische Wurzel $\gamma\nu$ aufstellen, obwohl dieser Lautcomplex für sich nach den Lautgesetzen der griechischen Sprache nicht sprechbar ist, weil er in $\epsilon\gamma\iota-\gamma\nu-\epsilon\tau\omicron$ „wirklich“ und hier auch sprechbar ist. Und wohin würde uns solche, logisch oder an sich ganz ungerichtete, Folgerung führen! Wir dürften ja auch nicht die Wurzel $\tau\nu\pi$ aufstellen, da π am Ende nach griechischem Lautgesetz nicht sprechbar ist. Kann man also die Lautgesetze, die für das Wort gelten, nicht auf die Wurzel anwenden, so kann man auch nicht sagen, $\gamma\nu$ könne keine Wurzel sein, weil es für sich nicht sprechbar ist. Nun behaupte ich aber nicht, daß man wirklich $\gamma\nu$ als Wurzel aufstellen solle oder

dürfe, sondern nur, daß der Grund, den Curtius für diese Behauptung geltend macht, nicht stichhaltig ist. Er führt auch selbst noch einen andern an: „In der That ergibt sich auch immer mit Leichtigkeit irgend ein Vocal als der Wurzelvocal. Wer von $\gamma\nu$ statt von $\gamma\epsilon\nu$ ausgehen wollte, müßte schon in $\gamma\acute{\epsilon}\nu\omicron\varsigma$ eine Verstärkung, ein formales Element annehmen, was ganz unstatthaft wäre“. Dies ist treffend.

Curtius zieht aber aus seinem Satze von der Wirklichkeit der Wurzeln noch andere Folgerungen, die ich weder nach der formalen Weise, wie sie erschlossen werden, noch nach ihrem Inhalte anerkennen kann. Nimmt man nämlich an, daß nicht $\gamma\nu$, sondern $\gamma\epsilon\nu$ als Wurzel aufzustellen ist, so entsteht die Frage, wie sollen wir $\gamma\acute{\omicron}\nu\omicron\varsigma$ ansehen? Curtius sagt (S. 46): „Wo die Vocale im Griechischen schwanken, muß die eine Form oft schon als Verstärkung angesehen werden, z. B. $\gamma\omicron\nu$ in $\gamma\acute{\omicron}\nu\omicron\varsigma$ im Vergleich zu $\gamma\epsilon\nu$ “. Ich glaube nicht, daß sich im Griechischen ein lebendiger, regelmäßiger Lautproceß nachweisen lasse, vermöge dessen sich ϵ zu \omicron verstärkt. Und warum sollte denn der Wechsel von ϵ und \omicron anders anzusehen sein, als der von ϵ und α ? Ja, genau genommen, kann man doch wohl nur sagen, nicht daß ϵ und \omicron wechseln, sondern daß ursprüngliches a bald e , bald \omicron geworden ist.

Aber weiter: der Wechsel von ϵ und α „ist oft nur auf die Verbalflexion beschränkt, in welchem Falle er für unsere Zwecke nicht erwähnt zu werden braucht“; (warum nicht?) „wo er aber weiter sich erstreckt, bleibt uns nichts übrig als eine Doppelwurzel anzusetzen, z. B. $\sigma\tau\alpha\lambda$ — $\sigma\tau\epsilon\lambda$, $\tau\alpha\mu$ — $\tau\epsilon\mu$. Auch mit manchen Affectionen der Consonanten verhält es sich „ähnlich“; z. B. müsse man mit Rücksicht auf $\acute{\omicron}\sigma\sigma\epsilon$ (vergl. lat. *oc-ulu-s*) und $\acute{\omicron}\rho\omicron\mu\alpha\iota$ „die Doppelwurzel $\acute{\omicron}\kappa$ und $\acute{\omicron}\rho$ gelten lassen“. Was liegt denn aber daran, ob der Vocalwechsel sich auf das Verbum beschränkt oder sich weiter erstreckt? und wozu gehört nun z. B. $\tau\omicron\mu\acute{\eta}$: zu $\tau\epsilon\mu$ oder $\tau\alpha\mu$? und wie verhält sich $\tau\lambda\eta$ in $\tau\lambda\acute{\eta}\nu\alpha\iota$ zu $\tau\epsilon\lambda$, $\tau\alpha\lambda$, $\tau\omicron\lambda$ (Nr. 236)? Endlich aber was soll das heißen: eine Doppelwurzel? Etwa daß für eine und dieselbe Vorstellung zwei Lautcomplexe „dem Sprachgeist mehr oder minder deutlich vorzuschweben“? Oder bedeuten $\tau\epsilon\mu$ und $\tau\alpha\mu$

nicht ganz dasselbe? Auch ist ja Doppelwurzel eine *contradictio in adjecto*; denn Wurzel ist auch nach Curtius „die allen Weiterbildungen zu Grunde liegende Einheit“; ist nun nicht eine Doppelwurzel eine Einheit, welche eine Zweiheit ist? Und so frage ich: ist diese Betrachtungsweise nicht (man verzeihe den Ausdruck) verquängelt?

Dahin kam aber Curtius nur seinem Satze zu Liebe, daß es nicht, wie Heyse meint, bloß Wurzeln eines Sprachstammes, sondern auch besondere Wurzeln für jede einzelne Sprache gibt; also z. B. nicht bloß Wurzeln des indogermanischen Stammes, d. h. indogermanische Wurzeln, sondern auch griechische, lateinische, deutsche u. s. w. Dieser Satz nun ist freilich eine logisch richtige Folgerung aus der Ansicht, nach der Curtius „den Wurzeln und Stämmen nicht nur für die erste Festsetzung der indogermanischen Sprachen einen Platz einräumt, sondern sie als die aller Weiterbildung fortwährend zum Grunde liegenden, dem Sprachgeist mehr oder minder deutlich vorschwebenden Einheiten betrachtet“. Auch Pott theilt diese Ansicht. Er sagt (S. 245): Es wären nämlich auseinander zu halten erstlich die entweder absolut primitivste Form einer Wurzel, wie sie zuweilen sich noch aus Vergleichung einer ganzen Sprachsippe ergeben möchte, oder, wenn zu dieser der Weg verlegt wäre, eine Form, die einer solchen ursprünglichen wenigstens am nächsten kommt, in Lautgestalt wie in Bedeutung; dann aber zweitens die relative Wurzelform, wie sie jeder einzelnen Sprache oder Mundart im Besondern (z. B. im Prakrit) zuständig muß aufgestellt werden“. So sei z. B. *bhar* eine absolute Wurzel, die auch noch für das Sanskrit besondere Geltung hat; als relative Wurzel für das Griechische aber sei *φερ* aufzustellen (warum aber nicht *φορ* mit Rücksicht auf *φορά*, *φόρος*, *φορός*? Sollte hier doch das von Pott so heftig verfolgte Vorurtheil von der Priorität des Verbums vor dem Nomen wirksam sein?), für das Gothische ferner *bar*, für Ahd. dagegen *par*, für Nhd. wieder *bar*. Wie Curtius und Pott, so urtheilt auch J. Grimm.“

Will man denn aber wohl Ernst aus der Sache machen und ein Verzeichniß der im Neuhochdeutschen wirklichen Wurzeln aufstellen? Davor wird man denn doch zurückschrecken. Wo

aber sollen wir denn aufhören? Gothische Wurzeln scheinen unverfänglich; auch noch althochdeutsche? angelsächsische und alt-sächsische? auch noch mittelhochdeutsche?

Wenn man aber von solcher Ansicht aus folgerichtig zu Annahmen kommt, die mir und gewiß Vielen so wenig annehmbar scheinen, so dürfte dies Veranlassung genug sein, den Obersatz selbst von Neuem zu untersuchen.

Ist es also wahr, daß die Wurzeln „die aller Weiterbildung fortwährend zum Grunde liegenden, dem Sprachgeiste mehr oder minder deutlich vorschwebenden Einheiten sind“? Wenn es wahr wäre, so bliebe wohl die Thatsache unerklärlich, wie der bestimmte Begriff der Wurzel den griechischen wie den neueren Grammatikern fast völlig unbekannt geblieben und uns erst aus Indien zugekommen ist. Fangen wir mit uns an und fragen uns, ob wir in unserem Sprachgefühl auch nur eine einzige Wurzel haben; fragen wir, was wohl verräth, daß irgend ein Grieche oder Römer Wurzeln in seinem Sprachgefühl gehabt habe. Hat wohl irgend ein Schriftsteller jemals aus einer Wurzel unmittelbar ein neues Nomen, ein neues Verbum gebildet? Nein! Warum nicht? Weil er keine Wurzel in seinem Sprachgefühl hatte. Aber denominative Verba und von Verben abgeleitete Nomina hat man vielfach gebildet; also nominale und verbale Themata hatte man allerdings im Sprachgefühl, aber keine Wurzeln.

Es ist eine alte Methode der Dialektik, daß man einen aufgestellten Satz, aus dem sich unannehmbare Folgen ergeben haben, zunächst einmal in seinen reinen Gegensatz verwandle und zusehe, was nun folge. Selten wohl Annehmbares. Indem man aber so die Sache zweiseitig angesehen hat, d. h. zweimal einseitig, wird man wohl (so läßt sich hoffen) auf einen Punkt geführt, der die Antinomie ausgleicht. Diese Methode werde hier befolgt. Der Satz, jede einzelne Sprache habe ihre besonderen Wurzeln, ließ sich nicht wohl durchführen. Soeben haben wir den Gegensatz dazu, die einzelne Sprache habe keine Wurzeln, aufgestellt. Was würde hieraus folgen? Nicht vielleicht dies, daß der Grieche gar keinen Zusammenhang zwischen λέγω und λόγος, τέμνω und τομή, λύω und λύσις und λυτήρ

und *λύτρον* u. s. w. ja nicht einmal zwischen *τέμνω* und *ἐταμον* u. s. w. gefühlt habe? Denn wodurch werden diese Wörter zusammengehalten? doch nur durch die Wurzel; denn ihre Stämme sind verschieden. Müssen nun nicht Stämme derselben Wurzel für das Sprachbewußtsein einander fremd sein, wenn die sie einigende Wurzel für das Sprachbewußtsein nicht da ist? — Durch den ersten Satz kamen wir zu der Annahme von Doppelwurzeln, die uns mißlich schien, weil wir nicht begreifen, wie zwei verschiedene Lautcomplexe *ταμ* und *τεμ* dem Geiste denselben Inhalt sollen vorführen können. Es würden also die von dem einen und die von dem anderen abgeleiteten Stämme auseinander fallen. Diesem Uebelstande aber, dem wir durch Aufstellung des Gegensatzes entgehen wollten, sind wir nun erst recht verfallen; nun fallen alle Stämme auseinander.

Wir sehen uns also genöthigt, einerseits (dies folgt aus der Widerlegung des Gegensatzes) auch für die einzelne Sprache lebendige Wurzeln anzunehmen, andererseits aber (dies folgt aus der Widerlegung des Satzes) nicht ihr besonders angehörende Wurzeln. Sind wir nun gebessert? Wahrlich noch nicht. Wie sollen denn in einer Sprache lebende Wurzeln, die obenein nach der Eigenthümlichkeit dieser Sprache in Laut und Bedeutung und Behandlungsweise eigenthümlich gestaltet und verwendet sind, wie sollten sie nicht dieser Sprache angehören?

Also die Wurzeln sind in der einzelnen Sprache lebendig und auch nicht lebendig; sie gehören ihr an und auch nicht: wie soll das zu denken sein? Zur Aufhellung dieses Widerspruchs würden wir uns umsonst an die doppelte Beziehung wenden, daß die Wurzel einerseits in der Sprache wirklich, andererseits nur ein Präparat des Grammatikers ist; denn die Wurzel des Grammatikers ist oder soll nur sein die im Gedanken erfaßte wirkliche. Widersprüche im Gedanken aber beweisen eben so wohl, daß man die Wirklichkeit, die keinen Widerspruch in sich tragen kann, noch nicht erfaßt hat, als auch daß man überhaupt noch keinen Gedanken hat; denn Widersprechendes kann man eben noch nicht denken. Ist also die Wurzel des Grammatikers ein in sich widerspruchsvoller Gedanke, so ist er weder eine Erkenntniß der wirklichen Wurzel, noch überhaupt ein wirklicher Gedanke. —

Auch die Unterscheidung zwischen primitiver und relativer Wurzel hilft uns nicht; denn gerade in der relativen Wurzel drängen sich die obigen Widersprüche zusammen, und um ihr Sein oder Nichtsein handelt es sich, da wir dieselbe weder setzen konnten, noch aufheben durften.

Es gibt aber noch eine andere Unterscheidung, die wir versuchen müssen, und die auch Heyse schon angedeutet hat. Aber wir müssen noch einmal ganz von vorn anfangen.

Wurzel ist ein bildlicher, analogisch verwendeter Ausdruck; und Analogieen müssen scharf gedacht, das Tertium muß klar hervorgehoben werden, wenn sie nicht irre führen sollen. Daß Wurzel ein relativer Ausdruck ist, d. h. daß ihm immer etwas gegenübersteht, was sich neben und an ihr geltend macht, verdoppelt seine verschiedenen Anwendungen, und dies ist für die Unterscheidung dieser Anwendungen günstig. Wir reden also in der Sprachwissenschaft erstlich von Wurzeln im Gegensatz zu den aus ihnen abgeleiteten Wortformen: *ταμ* ist Wurzel zu *ἐταμον* und, wie man allgemein sagt, zu *τέμνω* und *τομή* u. s. w. Zweitens aber reden wir von einem indogermanischen Sprachstamme und von dessen Aesten und Zweigen. Hat er nicht auch Wurzeln? Wenn das Bild vollkommen sein soll, gewiß. Und wo liegen sie?

Was nennen wir hier Zweige? Die durch Ablösung der Volkszweige von einem gemeinsamen Aste und durch das besondere Wachsthum eines jeden Zweiges bewirkten besonderen Umgestaltungen der vor dieser Besonderung gemeinsamen Sprache. Ganz ebenso verhält sich der Ast zum Stamme. Es handelt sich also um fortgesetzte Individualisirung und dadurch bewirkte Spaltung einer ursprünglichen Sprache, die einem ursprünglichen Volke gehörte. Diese ist der Stamm, aus dem sich alle Aeste und Zweige allmählich entwickelt haben. Nur bleibt der Sprachstamm nicht bestehen, wie der Baum-Stamm thut, bei der Entwicklung seiner Aeste; die Sprach-Aeste verzehren den Stamm, die Zweige saugen die Aeste auf. Schließlich gibt es nur Zweige, und Stamm bedeutet also entweder die ursprüngliche, aufgefogene einheitliche Ursprache, so lange sie noch nicht verzehrt war, oder die Gesamtheit der aus ihm ent-

wickelsten Zweige. Wie er aber aufgegangen ist in seiner Verzweigung, so hat auch gerade so er seine Wurzeln in sich aufgenommen; und also wie er aus der Wirklichkeit verschwunden ist und nur in seiner Verzweigung ideal fortlebt, so haben auch seine Wurzeln aufgehört wirklich zu sein und sind nur noch ideal in ihm und durch ihn in seinen Zweigen. Wie ferner seine Zweige nur ein anderer Zustand, eine andere Entwicklungsstufe seiner selbst sind: so ist auch er nur ein anderes Lebensalter seiner Wurzeln.

Wir haben jetzt den Ausdruck Wurzel nach seiner zweifachen analogischen Verwendung bestimmt, und fassen nun beide zusammen. Damit wir uns aber nicht durch die Doppelsinnigkeit täuschen, wollen wir Wurzel in dem zweiten, dem historischen Sinne durch Urzeit ersetzen. Nehmen wir nach der andern Seite hin Wurzel im Gegensatz zum Wort, so hat dieser Ausdruck nur in abwandelnden Sprachen Sinn (den Unterschied zwischen Formsprachen und formlosen können wir hier bei Seite lassen, da auch letztere abwandeln); denn das ist ja Abwandlung, daß ein Sprachstoff in mannichfach wandelnder Weise Formelemente annimmt. Die einsyllbigen nicht abwandelnden Sprachen haben also keine Wurzeln, weil keine Wörter; die Rede des Chinesen besteht aus bloßen Sprachstoffen, deren gegenseitige Beziehung durch die Stellung und andere Mittel angegeben wird. In der Entstehung der Flexion also geschieht der Wandel der Sprachstoffe in Wurzeln. Indem die Sprachstoffe *dā* und *mi* und *a* (*ε*) zu *dadāmi* (*διδωμι*), *adām* (*ἄδωv*) wurden, entstand Flexion, Wurzel, Suffix. Denn dieser Proceß setzte zugleich und mit einem Schlage gewisse Sprachstoffe zu Wurzeln und andere zu Formelementen um. Auch hier sehen wir, wie schon oben, daß von Formwurzeln streng genommen nicht geredet werden kann. Die Aenderung, von welcher diejenigen Sprachstoffe betroffen werden, die zu Formelementen herabgesetzt werden, ist natürlich (namentlich innerlich, von Seiten ihrer Bedeutung) wesentlicher als die Aenderung der Stoffe, welche Wurzeln des Wortes werden. Sene erhalten eine active Energie, welche die Umbildung des Stoffs zum Wort bewirkt; diese dagegen sind das passive Element, welche es erleiden durch

die Annahme der Form zur Wurzel umgestaltet zu werden. Darum könnte man statt Wurzel immerhin Sprachstoff sagen. Sprachstoff, insofern er im Worte geformt ist, ist Wurzel des Wortes; Wurzel, bevor sie geformt war, oder insofern sie formlos gedacht wird, ist Sprachstoff.

Nun bestand schon die indogermanische Stamm=Sprache aus Wörtern; sie hatte also Wurzeln. Es kann aber doch kein Historiker läugnen, daß es zu dieser Stamm=Sprache eine Urzeit gab (in der sie, wie wir oben sahen, ihre Wurzeln hat). Die Rede dieser Urzeit bestand, ähnlich der chinesischen, nur aus Sprachstoffen, hatte also keine Wurzeln. Die Bildung der indogermanischen Sprache bestand in der Entwicklung der Flexion, in der Umgestaltung der Stoffe zu Wurzeln, und das heißt zu Wörtern. Sie hat also die Stoffe der Urzeit aufgesogen, hat also keine rohen Stoffe mehr in sich, aber dafür Wörter, und in ihnen liegen jene Stoffe als Wurzeln. Also fallen die beiden Beziehungen der Wurzel, die als Stoff zum Affix und die als Element der Urzeit zur entwickelten Flexion zusammen. Es ist eben der Urstoff, der in zeitlicher Entwicklung in den Gegensatz zum Affix, zur Form, tritt und dadurch Wurzel wird.

Die Wurzel ist also ein im Worte organisch gebundener Stoff, bezeichnet also nur etwas Aufgehobenes, Aufgesogenes, Ideales, und zwar in der doppelten Rücksicht, sowohl in der auf den Gegensatz der Wurzel zum Affix (denn keins von diesen beiden ist wirklich, sondern nur das Wort als Einheit beider), als auch in der auf die Urzeit (denn der wirklich gewesene Sprachstoff ist in der weiteren Entwicklung zu einem bloß idealen Wesen, der Wurzel, herabgesetzt). Die Wurzel auslösen heißt: sie aus ihrer organischen Gebundenheit befreien und in den Urzustand als Sprachstoff zurückversetzen. Die in $\tau\epsilon\mu\nu\omega$ organisch gebundene Wurzel muß in den Urstoff $\tau\epsilon\mu$ umgewandelt werden. Wer $\tau\epsilon\mu$ aus $\tau\epsilon\mu-\nu-\omega$ herausschneidet, hat ein todttes anatomisches Präparat, ein Stück Fleisch, das, aus dem lebendigen Leibe herausgeschritten, wohl noch die organische Form verräth, weil es durch einen organischen Proceß gebildet ist, aber kein Leben mehr hat. Die Wurzel suchen ist zugleich eine sprach=chemische und sprach=historische Analyse, kein anatomisches Seciren.

Die Neste haben die Kraft des Stammes vollständig aufgesogen. Sie haben ihre Nahrung nicht von den Sprachstoffen der Urzeit, sondern von den Wörtern des Stammes; sie haben also die geformten Stoffe, und in ihnen die Wurzeln, aufgezehrt. Wenn die Wurzeln in den Wortstämmen ideal lagen: so sind jetzt nur noch die Stämme (Themata) ideal in den Wörtern, die Wurzeln aber in erhöhter Potenz oder mittelbar ideal. Dies zeigt sich näher betrachtet folgendermaßen.

Das Wort ist eine Einheit von Stoff (Wurzel) und Form. Ihm entspricht innerlich ein einziger Vorstellungsact (Inhalt, Wurzel), in bestimmter Form (Flexion) vollzogen. Wegen dieser Einheit ziehen auch die immer den Anstößen des Vorstellens gehorchenden Lautorgane die Lautsubstanz des Wortes immer enger an einander; immer weniger fallen Wurzel und Endung aus einander. Die Stammsprache bewegte sich noch in der Thätigkeit, Sprachstoffe zu formen, zu Wurzeln herabzusetzen, Wörter zu bilden. Ob sie fähig war, neue Sprachstoffe zu schaffen, die sie augenblicklich als Wurzeln gestaltete oder verwendete? Wahrscheinlich ist mir dies nicht; doch bleibe es dahingestellt. Als sich die Stammsprache in die Neste theilte, überkam diesen schon ein Schatz in oft wiederholten Bildungen gefestigter Wörter. Es braucht nicht mehr erst eine Wurzel mit einer Endung verbunden zu werden; sondern die schon vollzogene Einheit beider lag vor als fertiges Wort. Nur Casus und Person wandelt noch; das Thema, der Stamm ist gegeben. Mit ihm wird operirt, nicht mit der Wurzel. Die Aft-Sprachen setzen den Stamm (die Stammsprache und das Thema) zum idealen Element herab, wie die Stammsprache die Wurzel (Sprache der Urzeit und Sprachstoff) herabgesetzt hatte: so läßt sich doppelseitig sagen.

Wie sich nun der Stamm in seine Neste spaltet und in ihnen aufgegangen ist, so hat sich die Wurzel in Themata gespalten und ist in ihnen aufgegangen. Allerdings fühlte der Grieche die Zusammengehörigkeit und Einheit von $\tau\epsilon\mu\nu$, $\tau\alpha\mu$, $\tau\omicron\mu\omicron$ oder von $\tau\acute{\alpha}\lambda\alpha\text{-}\varsigma$, $\pi\omicron\lambda\upsilon\text{-}\tau\lambda\acute{\alpha}\text{-}\varsigma$, $\tau\lambda\eta\text{-}\mu\omega\nu$, $\tau\acute{\omicron}\lambda\text{-}\mu\alpha$, $\tau\epsilon\lambda\alpha\text{-}\mu\acute{\omega}\nu$; aber diese Einheit lag nur in den getheilten Nesten, existirte nicht mehr besonders und an sich, auch nicht ideal im

Bewußtsein. Der Grieche hatte nicht die Einheit *tau* und spaltete sie dreifach; sondern die Dreifachheit war ihm schon gegeben, die er nur nicht zerfallen ließ, sondern als eng verbunden zusammenhielt. Mit der Entstehung des Hellenenthums spaltete sich das *a* dreifach; wie der Grieche nicht sich machte, sondern sich fand, so fand er auch das *α*, *ε*, *ο*. Die Einheit dieses Vocals lag jenseit des Griechen als solchen, und so hat überhaupt der Grieche durch Theilung der Wurzel entstandene Themata. Die einheitliche Wurzel dieser Stämme liegt nicht innerhalb des Griechischen; also gibt es auch für den Grammatiker keine griechischen Wurzeln. Nur die griechischen Themata wurden als Reste der Wurzel, der anfänglichen Einheit, auf einander bezogen, selbst im Sprachgefühl. Der Etymologe nun, der diese gegenseitige Beziehung der Themata auf ihre Einheit zurückführen will, muß sie nothwendig durch die Stammsprache hindurch auf ihre reale Einheit in der Urzeit, auf den ursprünglichen Sprachstoff zurückführen; wenigstens muß er nach diesem Ziele streben.

Also die Stammsprache hat Wurzeln, welche aus den vor ihr liegenden, von ihr geerbten Sprachstoffen gebildet sind. Bei der Auffuchung der Wurzeln gehen wir über die Stammsprache oder den Sprachstamm hinaus. Da nun die Gesamtheit der Zweige eines Sprachstammes nur die gegliederte, mehrfach individualisirte Entwicklung der Stammsprache ist, so hat kein Zweig für sich besondere Wurzeln, sondern die Wurzeln sind allen Zweigen gemeinsam, so gewiß wie auch von den verwandten Themata nicht jedes für sich seine besondere Wurzel hat, sondern sie alle gemeinsam nur eine und dieselbe. — Die Wurzeln sind ferner in der einzelnen Sprache lebendig, in so weit die aus ihnen gebildeten Themata gruppenweise auf einander bezogen werden, und insofern sie also als eine getheilte Einheit dem Sprachbewußtsein gegenwärtig sind; sie sind aber nicht mehr lebendig, insofern sie an sich, außerhalb der Themata, als Einheiten gar nicht mehr in dem Sprachbewußtsein existiren; sie leben selbst ideal nur in den Themata, nicht mehr für sich; lebt aber eine Wurzel nur noch in einem Thema, so ist sie für die Sprache völlig verschwunden. Die Wurzeln gehören

einer Sprache an, insofern sie in eigenthümlich gestalteten Thematata zerspalten liegt; sie gehören ihr nicht an, insofern sie für sich eine, wenn auch nur ideale, Einheit bilden soll. So wie die Stammsprache in den Zweigen lebt, leben auch die Wurzeln in den Zweigen. Die Wurzel (und es ist kein Unterschied zwischen der des Grammatikers und der der Sprache) ist kein bloßes Abstractum, sondern war in der Urzeit eine Wirklichkeit, die in der Folge aufgehoben ist. Wer also Wurzeln sucht, muß auf die Stammsprache zurückgehen. Und daher kommt es, daß sich keine Wurzel mit Sicherheit anders finden läßt, als durch Vergleichung des ganzen Sprachstammes, wo möglich in allen seinen Zweigen.

Nehmen wir schließlich ein Beispiel, das uns Curtius bietet (S. 46): „Wenn wir ὄσσε und ὄψομαι auf eine Wurzel zurückführen wollen“ (kommt es denn auf unser Wollen an? Die Frage ist: sind sie von einer Wurzel? und wenn sie es sind) „so müssen wir schon auf vorgriechisches ok zurückgehen, das uns in oc-ulu-s deutlich vorliegt. Wollte man aber ὄκ als Wurzel für die griechischen Formen aufstellen, so gelangte man nicht zu ὄψομαι, denn der Uebergang des Gutturals in den Labialen ist kein formeller Vorgang in der Sprache, es wird nichts damit bezeichnet oder für den Bau der Wörter damit gewonnen. Offenbar müssen wir für ὄψομαι, ὄψις ὄπ als Wurzel ansetzen, diese aber, weil die Sprache augenscheinlich bei ihrer Festsetzung selbst noch schwankte, mit Wurzel ὄκ verbinden, das heißt auch hier die Doppelwurzel ὄκ, ὄπ gelten lassen“. Dagegen meine ich: allerdings ist sowohl für ὄσσε als auch für ὄψομαι die eine Wurzel ak aufzustellen (vergl. L. Tobler, diese Zeitschr. I, 366) und sage so: ak, ursprünglich ein Sprachstoff der Urzeit, ward von der indogermanischen Stammsprache zur Wurzel für ein Substantivum, Auge, und für ein Verbum, sehen, gemacht. Diese beiden Wörter waren, als sich das Griechische bildete, in ihren Thematata schon gefestigt, und während zwar der Vocal in beiden dieselbe Verdümpfung zu o erfuhr, erlitt der Wurzel-Consonant in jedem ein besonderes Schicksal. Während im Verbum das k nach einer im Griechischen herrschenden Neigung zu π wurde, ward nach einer an-

dern Neigung das k des Substantivums vom folgenden j (denn ὄοσε ist entstanden aus okje) ergriffen. Die Wurzel ak erlitt also aus rein phonetischen Gründen in ihrem Schluß-Consonanten eine verschiedene Affection, und weil der Uebergang des k in p nur in der Geburtszeit des Griechischen vorging, sich aber nicht als ein formeller und regelmäßiger Vorgang in der Sprache erhielt, so schwand darum die Wurzel ak oder ok noch mehr aus dem griechischen Sprachbewußtsein, als aus dem allgemeinen Grunde der Erhärtung und Verselbständigung der Wörter erfolgt wäre; sie schwand so völlig, daß selbst der Zusammenhang der Themata im Substantivum und Verbum nur noch schwach, wenn überhaupt, gefühlt sein konnte. Die Wurzel war so zerissen, daß sie nicht einmal mehr als ideale Beziehung ihrer Theile auf einander fortlebte. Eine Doppelwurzel ok und op scheint mir demnach ein völlig ungeschichtliches Gebilde, höchstens eine theoretische Construction zu praktischer Brauchbarkeit.

Ich darf aber wohl diese Betrachtung des Wesens der Wurzel nicht schließen, ohne die Ansicht eines Mannes berücksichtigt zu haben, der unter unseren Sprachforschern eine so bedeutende Stelle einnimmt, wie Benfey. Benfey hat in Kuhns Zeitschrift f. vergl. Sprachf. IX, S. 83 ff. den Begriff der Wurzel völlig zu beseitigen und durch den Begriff der „primären Verbalthema“ zu ersetzen versucht. Hiermit ist er wohl zu sämtlichen historischen und vergleichenden Sprachforschern neuerer Zeit in Widerspruch getreten und hat sich Becker und seiner Schule angeschlossen, wie es scheint, ohne letzteres zu wissen. Er scheint überhaupt nicht zu wissen, daß schon Friedrich Schlegel die indogermanischen Sprachen Organismen genannt hat, daß ihm hierin Grimm und Bopp mit ihren Anhängern, darunter auch Heyse und Humboldt, gefolgt sind, und daß namentlich Becker ein Buch „Organism der Sprache“ geschrieben hat, das den Mittelpunkt einer ausgebreiteten Schule philosophischer Grammatik bildet. Denn er nimmt „die Berechtigung, auch die Entwicklung der Sprache eine organische, die Sprache selbst in ihrer Ganzheit einen Organismus zu nennen“

in Anspruch, wie wenn dies noch nie vorher geschehen wäre, gründet aber diesen Anspruch nur sehr kurz auf die „Ähnlichkeit“ der Sprache mit der Pflanze, insofern sich beide aus ihren Keimen durch sich selbst nach in ihnen liegenden Gesetzen entfalten und darleben; und fordert solche Berechtigung, obwohl ihm diese Ähnlichkeit der Entwicklung der Sprache mit der der Pflanze „gleichgültig“ ist, da wir ja doch „durch die größere oder geringere Ähnlichkeit der Art, wie sich Sprache und Pflanze entfalten, nichts für die tiefere Erkenntniß der Sprachentwicklung gewinnen“. — Wie es sich hiermit verhalten mag, werden wir später sehen.

Benfey stellt nun die Frage, „ob die Kategorieen der indogermanischen Sprachen aus den ihnen zu Grunde liegenden, durch die Analyse zu erforschenden, Lautcomplexen coordinirt hervorgetreten sind (also diese Lautcomplexe den Namen Wurzeln verdienen), oder ob sie einander subordinirt sind und jene zu Grunde liegenden Lautcomplexe schon selbst eine sprachliche Kategorie bilden“, nämlich Verba; oder kürzer: „Sind Wurzeln die Grundlage der sprachlichen Erscheinungen in dem indogermanischen Sprachstamme, oder sind es primäre Verba“? — natürlich mit Ausschluß der „verhältnißmäßig so überaus geringen Minorität derjenigen Bildungen, welche auf Interjectionen beruhen“.

Ich sehe aber nicht ein, warum nicht auch im letzteren Falle die primären Verba Wurzeln haben oder heißen könnten? Ob sich aus derselben Wurzel zwei einander coordinirte Stämme entwickeln, oder nur ein Stamm erhebt, aus dem dann ein Ast hervorbricht, was thut das zur Sache? Bleibt in letzterem Falle die Wurzel weniger Wurzel? Benfey nenne die Wurzel Keim, er nenne die Entfaltung der Sprache die Metamorphose dieses Keims: ändert es was, ob in dieser Metamorphose der Keim sich spaltet? oder muß er immer Eins bleiben? Was ich also oben als Wurzel der Sprache bestimmte, nämlich der Sprachstoff der Urzeit, der vorfleterischen Zeit, könnte Wurzel heißen, sei es nun, daß aus solchem Stoffe Verbum und Nomen coordinirt gebildet wurden, oder daß aus demselben zuerst ein Verbum entstand, aus dem dann erst das Nomen abgeleitet wurde. So

hätte ich mich an dieser Stelle kaum auf Benfey's Frage einzulassen. Doch könnte man allenfalls meinen, das Wesen der Wurzel müsse verschieden sein, je nachdem sie coordinirte Stämme aus sich hervorgehen lassen kann, oder nur einen Hauptstamm, aus dem sich Zweige entwickeln. Darum will ich Folgendes hinzufügen.

Benfey thut den Ausspruch (S. 101): „In der Wissenschaft sind es die Thatfachen, auf welche man zunächst seine Forschung zu richten hat. Die Erklärung derselben ist zwar ein höchwichtiges, aber den Thatfachen gegenüber nur untergeordnetes Moment“. Was wollte wohl Benfey hiermit sagen? Was ist ihm Thatfache, und was Erklärung? Und womit begründet er seinen Ausspruch über den Werth dieser beiden in der Wissenschaft? Aus seiner weiteren Darlegung geht hervor, daß „sich eine Sache erklären können“ so viel heißen soll, wie: sich die Möglichkeit derselben vorstellen können; nachzuweisen vermögen, wie so etwas hat sein oder geschehen können. Durch solchen Nachweis aber, meint Benfey, „wird diese Thatfache nicht um das Geringste sicherer, sondern nur glaublicher“. „Der Glaube ist aber kein Moment der Wissenschaft; dieser ist es gleichgültig, ob jemand ihre Thatfachen mit seiner Subjectivität zu vermitteln vermag oder nicht“ (S. 102).

Die Wissenschaft ist also nach Benfey eine Sammlung von Thatfachen, in Bezug auf welche es ihr völlig gleichgültig ist, ob sie dieselben erklären kann oder nicht. Was sagt wohl ein Naturforscher dazu? Ich fürchte, daß er dazu nur schweigend lächelt. Seine Physik, Chemie, Physiologie, was will sie? Thatfachen sammeln? nein, Jeder kennt sie ja; nur erklären will sie die Naturwissenschaft. Und was heißt beim Naturforscher Erklären? Auch nur: die Möglichkeit nachweisen. Dieses aber geschieht, indem er die einzelne Erscheinung auf allgemeine Gesetze zurückführt, das Concrete auf nur in Begriffen, im Denken erfassbare Abstracta. Aus dem Reiche der sinnlichen Empfindung, der Anschauung und des Vorstellens tritt er in den Kreis unsichtbarer Atome, Bewegungen, Kräfte. Er will nicht vorstellen, wie Benfey, sondern a priori begreifen, d. h. aus den Ursachen erkennen und ableiten. Dabei ist ihm „der

sinnliche Eindruck keine Autorität; er untersucht erst die Berechtigung desselben" (Helmholz). Die Sinne liefern ihm nur scheinbare Thatfachen; die wahrhaften Thatfachen liegen für ihn im Reiche des Unsinnlichen. Bei den Thatfachen stehn bleiben gilt ihm für unwissenschaftlich, kindisch oder philisterhaft. Nur die mit jenem Unsinnlichen, jenen Allgemeinheiten, die er nur in seiner „Subjectivität“ trägt, vermittelten Thatfachen haben für ihn Geltung; die Annahme der nicht in solcher Subjectivität vermittelten Thatfache ist ihm Köhlerglaube. Nein, Bensfey's unglaubliche Thatfachen sind keine Wissenschaft.

Der Sprachforscher wird unzweifelhaft viel von der Naturwissenschaft lernen können; nur muß er sich nicht, wie das so oft geschieht, mit aufgeschnappten Phrasen und ganz abstracten Aehnlichkeiten begnügen; er muß vom echten, rechten Naturforscher etwas Gründliches, ich meine wahrhaft Principielles, lernen. So habe ich mir soeben von Helmholz sagen lassen, was von Bensfey's obigem Ausspruche zu halten ist. Was würde denn aber über denselben der Sprachforscher, der Philologe, sagen? Wär's nicht in der Ordnung, wir frügen Böckh, wie er urtheilt? Böckh nun sagt, Erklären sei nicht das eigentliche Wort für die ursprüngliche Aufgabe des Philologen, sondern Verstehen; denn Erklärung ist ja nur Darlegung des Verständnisses. Verstehen aber heißt reproduciren, Vorgedachtes nachdenken. Wir verstehen Platon, wenn wir das, was er gedacht hat, nachzudenken vermögen; wir verstehen also eine Sprache, welche eine Weise vor- und darzustellen ist, wenn wir diese ihre Vorstellungsweise nachdenken können. Muß nun nicht der Sprachforscher die indogermanische Sprache verstehen? und heißt das nicht, ihre Vorstellungsweise verstehen oder nachdenken? Und wenn er sie nicht nachdenken kann, hat er seine Aufgabe gelöst? — Nun aber, die Aufgabe ist vielleicht unlösbar. Indessen auch unlösbare Aufgaben auf allen Gebieten der Forschung bleiben insofern verständlich und müssen also insofern verstanden werden, als erkannt werden kann und muß, warum sie unlösbar sind, welche Hindernisse sich dem Gelingen entgegenstellen, welche Hülfsmittel zur Lösung fehlen. Warum also sollte uns irgend ein Entwicklungszustand irgend einer Sprache so fremdartig gegenüber-

stehen, daß wir uns in ihre Vorstellungsweise nicht finden könnten, und daß wir sie nie erlernen könnten? Dachten etwa diejenigen, welche diese Sprache redeten, nach ganz andern psychologischen Gesetzen? Es muß uns also jede Redeweise verständlich sein können, und wäre sie noch so unvollkommen.

Es ist für jeden Mann der Wissenschaft, am meisten aber doch wohl für den Sprachforscher, schimpflich, unter der Knechtschaft des Wortes zu stehen, sei es daß mit einem falsch angewandten Worte sophistifirt wird, sei es daß mit einem solchen Furcht eingeflößt wird. Eine Thatfache, deren Möglichkeit wir nicht begreifen, die wir mit unsern allgemeinen Principien, d. h. mit unserer Subjectivität, nicht vermitteln können, ist nicht unglaublich, sondern undenkbar: also kann sie uns am wenigsten für sicher gelten. Wird sie mit unserer Subjectivität vermittelt, so wird sie dadurch nicht glaublich, sondern begriffen und denkbar. Die für undenkbar erklärte Thatfache aber, die sich unsern Principien nicht fügt, wird eben hiermit als unwirklich, als falsche, vermeintliche Thatfache hingestellt, sie wird als Irrthum verworfen, wenigstens als unsicher bis auf Weiteres dahingestellt. Jener Ausspruch Bensseys also, fern davon, uns von der Nothwendigkeit, seine vorgebliche Thatfache mit unserer Subjectivität zu vermitteln, abschrecken zu können, wird uns als eine jener Redensarten erscheinen, mit denen sich ein Aengstlicher Muth einzureden, ein sich schuldig Fühlender sein Gewissen zu beschwichtigen sucht. Wie lange aber auch diese Beschwichtigung vorhalten mag, gelegentlich bricht die Gewissensangst doch durch, gerade wenn sich der Betreffende am sichersten fühlt. So auch bei Benssey zweiundzwanzig Seiten später als jener Ausspruch (S. 122). Da wird plötzlich neben „der thatsächlichen Bestätigung“ seines Satzes von dem ursprünglich nominalistischen Leben der Sprache im Verbum und der Unterordnung des Nomens unter das letztere auch ein „principieller Beweis“ für denselben hervorgehoben; da ist die Rede von „einem Gesetze, welches principiell fast ganz erwiesen und thatsächlich bestätigt wird“; ja, so wach ist das Gewissen, daß zugestanden wird, „es lasse sich nicht abläugnen, daß, wenn es gelungen wäre, in einem größeren Verhältnisse den principiellen Beweis

zu führen, wir in demselben Verhältnisse des Thatsächlichen nicht bedurft hätten"; ja, hier, wo er den Satz zur Geltung bringen will, daß nicht nur die Nomina, sondern auch die Pronomina von Verben abgeleitet seien, appellirt er an die Leichtigkeit, mit der sich dieser Satz mit unserer Subjectivität vermitteln lasse und meint, „was uns hier an Thatsachen etwa fehlt, ergänzt die principielle Entwicklung“, welche hier so laut spreche. So wollen wir denn hier Benfey sagen, daß wir in seiner Darlegung jeden Versuch eines principiellen Beweises für seinen Satz vermissen.

Oder sollte dieser principielle Beweis in der folgenden Reflexion liegen, welche Benfey (S. 89 u. 101) geltend macht? Er meint nämlich, wenn „die indogermanischen Sprachen in einem entschieden deutlich erkennbaren Stadium ihrer Existenz ohne die Kategorie der Adverbia bestehen konnten, sogar die Kategorie der Substantiva entbehrten, warum sollten sie nicht auch ohne die Kategorie der Nomina überhaupt in einem noch älteren Sprachzustande die damaligen Bedürfnisse der Verständlichkeit durch Benutzung anderer sprachlicher Momente“ (das heißt doch: bloß der Verbalformen) „haben befriedigen können?“ Das klingt aber für die Ohren aller Anderen außer Benfey, wie wenn Jemand sagte: wenn ein Mensch ohne Suppe, Gemüse und Braten und Wein bloß mit Wasser und Brod lange Zeit sich hat ernähren und gesund erhalten können, warum nicht auch mit bloßem Wasser? Solch wunderliches Raisonnement kann Niemand als principiellen Beweis gelten lassen. — Oder soll er in Folgendem liegen? Benfey schließt (S. 85), weil es Adverbia gibt, wie *ἠρένα*, welche unmittelbar aus Wurzeln hervortreten, obwohl unzweifelhaft die Adverbia nur nominale Casusformen, also abgeleitete Wörter sind: so kann auch der Umstand, daß Substantiva unmittelbar aus Wurzeln hervorgehen, nicht beweisen, daß sie eben so ursprünglich wie die Verba und nicht von ihnen abgeleitet wären. Dieser Schluß ist nicht falsch, aber unvollständig und einseitig. Wir könnten zunächst in gleicher Einseitigkeit so schließen: da sogar die Adverbia, die doch offenbar nur Nominalformen sind, dennoch gelegentlich unmittelbar aus der Wurzel hervorgehen, so können auch die Verba,

obwohl sie häufigst aus der Wurzel hervortreten, doch immerhin dem Nomen subordinirt sein. Aber diese Schlüsse sind sophistische oder allenfalls dialektische Schlüsse. Der wahre Schluß ist der, daß aus dem engen Anschluß einer Form an die Wurzel nichts für ihre Ursprünglichkeit folgt, weil diese Enge nur scheinbar sein kann, wie gewisse Adverbia beweisen.

Noch weniger befriedigend als sein Beweis ist Benfey's Versuch, uns den einstigen Mangel der Nomina „glaublich“ zu machen (S. 102); denn „die Annahme, daß man sich gar nicht vorstellen könne, wie die Sprache bei einem solchen Mangel ihre Function habe erfüllen können, ist eine irrige“, meint Benfey. Denn nach ihm sind auch die Pronomina von Verben abgeleitet, und mit Hülfe derselben könnte man irgend einer Verbalform die Fähigkeit verliehen haben, ein Nomen zu bezeichnen, wie auch serpens nur die nominal gewordene 3. prs. plur. ist „einer (von denen, die) kriechen“. Das müssen nun wunderliche Pronomina sein, die, ursprünglich Verba, eine Bedeutung erhalten wie „einer von denen, die“. Das muß auch schon deswegen eine ganz andere Art von Fürwörtern sein, als die historisch bekannten, weil diese nach Benfey „abgeschwächte Nomina“ (S. 121 ff.), also erst nach dem Nomen entstanden sind, ursprünglich aber „aus Verben abgeleitete Nomina“ (Kurze Sanskrit-Grammatik S. 330) waren. Benfey meint auch, es läge auf der Hand, daß das Pronomen als Stellvertreter des Nomens nicht früher als dieses sein könne, da das Vertretene doch früher dasein müsse als der Vertreter. Damit aber ist überhaupt, wenigstens ursprünglich, jede Bildung oder jeder Ersatz der Nomina mit Hülfe der Pronomina ausgeschlossen. Auch muß sich augenblicklich die Bemerkung aufdrängen, wie der Kreis, in welchem Benfey herumläuft, noch weiter ist. Denn Benfey läugnet doch nicht, daß die Verbalformen durch Zusammensetzung des Verbalthema mit den geschichtlich bekannten Fürwörtern entstanden sind; also muß nothwendig jene Verbalflexion jünger sein als die Pronomina, also die jüngste Sprachgestaltung. Also die 3. prs. plur. metamorphosirt sich zum Participle, dieses zum Adjectivum, dieses zum Substantivum, dieses zum Pronomen: dieses aber mußte schon dasein, als die

3. prs. sg. gebildet werden sollte, aus der die 3. prs. pl. entstanden ist.

Schließlich muß ich folgenden Widerspruch hervorheben. So entschieden auch Benfey bei gewissen Gelegenheiten die Pronomina von Nomina und diese vermittelt der Participia von der 3. prs. plur. ableitet, so will er doch bei andern Gelegenheiten (S. 125 u. ff.) Nomina und Pronomina nur von Verbalthemata ableiten. Hiermit gesteht er die gewöhnliche Ansicht zu. Denn ein primäres Verbalthema, vor der Personal-Flexion, nennt man eine Wurzel. Solcher Widerspruch beweist aber völlige Unklarheit über das Wesen der Wurzel und der Flexion.

Dieses Beispiel, das uns Benfey gibt, kann denn wohl zeigen, wie wenig der Sprachforscher eines gründlichen philosophischen Denkens, der Vertrautheit mit Begriffen, entbehren kann. Und, wie sich immer die Gegensätze berühren, so wird Benfey's Ansicht über die Entstehung der Nomina wohl auch von keinem Einzigen der Männer wahrhaft geschichtlicher Thatsachen angenommen worden sein, wohl aber von denjenigen Grammatikern, welche nur solche Thatsachen gelten lassen, welche sie mit ihrer einseitigen, nicht historisch gebildeten Subjectivität vermitteln können, nämlich von Becker und seinen Anhängern, welche jene Ansicht längst „geglaubt“ haben.

Wir kehren zu Benfey's Anfang zurück, um die Natur seiner vorgeblichen Thatsachen noch tiefer zu prüfen. Er hatte gewiß das richtige Gefühl, daß seine Ansicht vom Organismus der Sprache mit keiner, die noch bisher über das organische Wesen der letzteren aufgestellt ist, übereinstimmt. Während der Ausdruck organisch bei Humboldt nur die metaphorische Bedeutung hat, daß die Sprache als Ganzes mit Nothwendigkeit und unbeabsichtigt aus dem menschlichen Geiste fließt und in ihren einzelnen Elementen eine Form aufweist, durch welche sich dieselben als zur Erzeugung eines lebendigen Ganzen zusammenwirkende Glieder bethätigen; während bei Becker der Organismus die Differenzirung in der Form des Gegensatzes bezeichnet, die Sprache aber als logischer Organismus, nicht als natürlicher, aufgefaßt wird: sieht Benfey das organische Leben der Sprache, wie der Pflanze, in der Metamorphose eines Keims.

Wie kritiklos, d. h. wie unbedacht (denn Kritik ist kein Specificum und Universalmittelchen, dessen Wesen sich nicht durch üblichere und verständlichere Wörter ausdrücken ließe) ist es nun, die Ähnlichkeit zwischen Sprache und Pflanze erst als „gleichgültig“ hinzustellen, sie auch nicht weiter zu untersuchen, und dann doch die Form der Pflanzen=Entwicklung, nämlich die Metamorphose, sogleich auch als maßgebend für die Erkenntniß der Lebensgesetze der Sprache geltend zu machen!

Die Sprache ist weder Pflanze noch Thier, sondern innerlich ein Vor- und Darstellungs=System, und äußerlich ein lautliches Zeichen=System parallel dem innerlichen und in Wechselwirkung mit ihm. Ferner aber ist sie weniger ein System, als vielmehr bloß ein systematisches Verfahren. Daher ist denn auch die Ähnlichkeit der Sprache als ein Ganzes, eben so wie die der einzelnen Sprachgebilde, mit dem Pflanzen= und Thier=Organismus nur eine sehr abstracte. Die Ausdrücke Wurzel und Stamm dürfen als althergebrachte Termini, aber nur in conventionellem Sinne, beibehalten werden. Denkt man an ihre botanische Bedeutung, und will man diese in die Grammatik herübernehmen, so können sie nur irre führen. So hat man sich mehrfach durch dieselben dazu verleiten lassen, den Sprach=Wurzeln in Analogie mit den botanischen eine gewisse organische Triebkraft anzudichten, vermöge deren aus der Wurzel der Stamm und aus diesem die Wortform als Zweig hervorsprosse. Dies ist eine völlig falsche Fiction (vergl. Heyse's System S. 148. 149). Im Stoffe liegt keine Form, und in der einen Form nicht die andere, so daß das Eine aus dem Anderen abgeleitet werden könnte, oder daraus hervorstübe. Auch die Ausdrücke Ableitung, Abwandlung, Beugung sind also nur sehr uneigentlich zu verstehen, wenn sie die Thatfachen richtig bezeichnen sollen. Weder eine bestimmte Wortform, wie der Infinitiv oder das Präsens und der Nominativ, noch auch die Wurzel oder der Stamm (Thema) wird abgewandelt (flectirt); sondern jede Wortform entsteht in einem besonderen inneren und einem ihm entsprechenden lautlichen Prozeß, nämlich in einer besonderen Formung eines Vorstellungsstoffes. Weil derselbe Stoff vielfach geformt werden kann, so wird dem entsprechend auch äußerlich

ein beharrliches Lautgebilde vielfach mit verschiedenen Formelementen versehen erscheinen; aber weder ist die eine Form von der anderen innerlich oder äußerlich abgeleitet, noch auch die Wortform von der Wurzel oder das Formelement aus der Wurzel. Auch ist nicht die eine Form die abgewandelte, gebeugte andere Form oder abgewandelte Wurzel. Der Plural ist nicht vom Singular, die dritte Person nicht von der ersten, kein Casus vom anderen, kein Tempus vom anderen, also auch nicht das Participium von der 3. Pers. Plur. abgeleitet. Sondern wie jede geformte Vorstellung Erzeugniß einer besonderen Vorstellungsthätigkeit, eines besonderen Processes, ist: so auch jede ihr entsprechende Wortform. Nur insofern in diesem Vorstellungsproceß die Factoren und die Form des Processes gleich oder ähnlich sind, werden auch die Wörter einander gleich oder ähnlich werden. Genau genommen ist also z. B. *τλη-μο-σύνη-ς* nicht als Genitiv von einem Nominativ oder einem Thema *τλημοσύνη*, dieses Substantiv nicht von einem Adjectiv *τλή-μων*, und dieses nicht weder von einem Verbum im Aorist *τλή-ναι* noch auch von einem Verbalthema *τλη* oder einer Wurzel *ταλ* abgeleitet; sondern der Vorstellungsstoff des Duldens, ausgedrückt durch die Wurzel *ταλ*, wird als Eigenschaft, diese aber substantialisirt und in bestimmter Rede Verbindung vorgestellt. So tritt in diesem Vorstellungsproceß eine Formbestimmung zur andern in einer gewissen Reihenfolge hinzu; aber die neue Bestimmung ist keine Ableitung von der vorigen oder von dem vorgängig geformten Stoffe, wie die ganze Form oder der Stoff in seiner Form nicht eine Ableitung aus dem ungeformten Stoffe ist. Dies läugnen heißt durchaus die Natur der nur als fließende Thätigkeit nicht als Werk lebenden Sprache verkennen.

Nun meine ich aber nicht, daß man den Begriff der Ableitung völlig aus der Grammatik verbannen solle. Es ist etwas Anderes, ob man eine als Adjectiv bestimmte Wurzel, ein adjectivisches Thema, schließlich als Satzglied bestimmt, oder zuvor substantialisirt und ihm dann erst nach der Rolle, die es im Satze spielt, die letzte Form gibt. Kurz man thut wohl innerhalb der Formproceße zwischen Wortbildung und Wortbeugung zu unterscheiden; und in dem Kreise der hierher gehörigen Be-

griffe wird denn auch der der Ableitung nicht fehlen können. Der Name selbst mag unvertauscht bleiben, sobald man sich über die Sache verständigt hat.

Wie steht es endlich mit den Thatsachen, auf denen Benfey vorzüglich fußt, daß die indogermanischen Sprachen ehemals ohne Adverbia bestehen konnten und noch früher aller Substantiva entbehrten „und wo sie Vorstellungen, die dieser Kategorie angehören, bezeichnen wollten, Adjectiva und Participia gebrauchten“ (S. 101)?

Weiß man es immer noch nicht, was die Naturwissenschaft bis zur vollsten Klarheit und Gewißheit beweisen kann, daß Thatsachen nicht Dinge sind, die wir (sei es mit oder ohne Mühe) nur so auflesen könnten? daß sie weniger an sich sind, als vom Menschen, und das heißt zuweilen vom wissenschaftlichen Forscher, in der Berührung und dem Zusammenwirken der Subjectivität und Objectivität erzeugt werden? Die Thatsachen sind also immer subjectiv, sind es kaum minder, nur in anderer Weise, als Kunstwerke, und sind je nach den Principien des Subjects, welche bei ihrer Erzeugung mitwirkend waren, falsch oder richtig, gut oder schlecht gebildet, Hallucination oder Wahrheit. Wenn also Benfey's Subjectivität aus falschen Principien bestand, so sind auch seine Thatsachen, insofern jene bei ihrer Bildung mitwirkten, nicht richtig. Dies kann näher gezeigt werden.

Ehemals gab es keine Adverbia, sagt Benfey. Gibt es denn im Griechischen und Lateinischen welche? frage ich. Man füge zu der Reihe der Casus einen Adverbialis oder genauer Modalis, so steht die Sache heute, wie ehemals. Oder man scheide aus der ehemaligen Sprache den Casus Adverbialis aus und führe ihn als besonderen Redetheil auf: so ist der alte Thatbestand gleich dem heutigen. Ich rathe aber zu keinem von beiden; sondern man erkenne hier eine historische Metamorphose an, und lerne hieraus, was eine sprachliche Metamorphose sein kann, nämlich, wie der vorliegende Fall zeigt, eine Verschiebung der Form. Der psychologische Proceß, dessen Ergebnis solche Verschiebung ist, scheint mir folgender. Die Casus bilden, ob-

wohl in unbewußter Weise, eben so wohl eine Reihe, als die Farben, deren Reihenform ja dem Ungebildeten, dem Kinde, ebenfalls unbewußt bleibt. Erst die Optik hier und die Grammatik dort, hebt die unbewußte Reihenform ins Bewußtsein. Auch kommt es hier nicht darauf an, ob nicht die Reihe, statt eine gerade Linie zu bilden, vielmehr ein Dreieck oder irgend eine andere Figur bildet. Nicht minder aber als die Casus bilden auch die Redetheile unbewußt eine Reihe; und wie sich die der ersteren in der Rede, in dem Gebrauche jedes Nominativs und jedes grammatischen Object's als wirksam offenbart: so die der letzteren vorzüglich in jeder Ableitung oder Bildung eines Redetheils aus dem andern. Diese beiden Reihen nun stehen in Verbindung mit einander; denn jedes Substantivum, Adjectivum und Pronomen erscheint allemal in bestimmter Casusform. Indessen gehört doch die Casusform nur dem Substantivum in ihrer eigentlichen Bedeutung an; am Pronomen und Adjectivum übt sie nur die Function der Congruenz, ist sie Ausdruck des attributiven Verhältnisses. In *hominem bonum* ist nur das erstere Wort eigentlicher Accusativ; am anderen Worte bedeutet der Accusativ nur die Beziehung dieses Wortes zum ersteren als Attribut. Nur die absolut gebrauchten Adjectiva und Pronomina erhalten auch im eigentlichen Sinne die Casus, sei es nun, daß solche allein und für sich stehende Adjectiva und Pronomina zu abstracten oder wenigstens allgemeinen Substantiven verselbständigt sind, wie wenn wir sagen „Gutes thun, im Guten (= in Güte) thun“, oder daß ein Substantivum allgemeinsten Bedeutung zu ergänzen bleibt, so daß „in Gutem“ = „in gutem Verfahren oder Willen“. Jede dieser beiden Annahmen wird zulässig sein, bald die eine, bald die andere, je nach dem besonderen Falle. Wenn nun ein Casus beim Substantivum außer Gebrauch kam, so mußte er damit nothwendig zugleich auch bei den attributiven, congruent dem Substantivum flectirten, Adjectivum oder Pronomen schwinden, und konnte sich nur bei dem absoluten Gebrauche derselben noch erhalten. Das konnte allerdings geschehen, wenn schon, bevor jener Casus (z. B. der Modalis, gewöhnlich der Ablativ, durch welchen dem Prädicate eine modale Bestimmung hinzugefügt ward,

und der im Sanskrit von den Stämmen auf a durch Anfügung von at gebildet ward, so daß diese Wörter auf a + at = at ausgingen, welches im Griechischen $\omega\varsigma$, im Lateinischen ad, od, später a, o wurde) beim Substantivum geschwunden war, der absolute Gebrauch des Adjectivums oder Pronomens in diesem Casus so stereotyp geworden war, daß die etwaige Ergänzung oder die Verjelsbändigug kaum noch als wirklicher Proceß in Gedanken vollzogen, sondern daß mit Uebergehung des Processes das Ergebnis desselben vorausgegriffen ward. Dann konnte sogar das Verschwinden des Casus am Substantivum das Stereotype seines Gebrauchs beim absoluten Adjectivum oder Pronomen und die Uebergehung des vorläufigen Processes befestigen. Damit aber war eine doppelte Aenderung des ursprünglichen Verhältnisses eingetreten. Erstlich wurde der Proceß, der solchem absoluten Adjectivum erst seine Bedeutung gab, völlig vergessen und sein Ergebnis schien die ursprüngliche Bedeutung zu sein, nämlich die Art und Weise einer Thätigkeit oder einer Eigenschaft auszudrücken; zweitens war dieser Casus von allen andern Casusformen, die in der Congruenz auftreten, abgesondert, denn er erschien nun nicht mehr als Zeichen der Congruenz. Er war aus der Reihe der im Sprachbewußtsein lebenden Casus herausgefallen. So isolirt, mußte er von einer andern sprachlichen Form-Reihe apperzipirt werden; denn die Sprache duldet nur ungern isolirte Erscheinungen; sie bringt, so viel sie kann, das Vereinzelte unter ein Allgemeines, in eine Reihe. Nun aber gibt es wohl unter den nominalen und verbalen Flexionsformen keine Reihe, die zu jenem in seiner Lautform vereinzeltten Modalis, der auch seinem Sinne nach aufgehört hatte, ein solcher modaler Casus zu sein, eine wesentliche Analogie zeigte. Es blieb nur die Reihe der Wortableitungen, um ihn unterzubringen. Diese Reihe aber hatte auch noch kein Glied, dem er sich untergeordnet hätte. So mußte ihm als besonderem Gliede in der Reihe ein Platz angewiesen werden, und er wurde von der Reihe der Redetheile als besonderer Redetheil apperzipirt.

Zur Bervollständigung des soeben über die Entstehung des Adverbiums Bemerkten muß noch hinzugefügt werden, daß die Bestimmungen des Prädicats nach der Art und Weise so man-

nichsfach sind, daß sie ursprünglich durch mehrere Casus bezeichnet wurden, also nicht bloß durch den Ablativ, sondern auch durch den Instrumentalis, Vocativ, auch durch den Dativ, den Accusativ, und zwar bald im Singular bald im Plural. Wenn schon diese Vielfältigkeit der Bezeichnung an sich, selbst beim absoluten Adjectivum, dem Stereotyp=Werden widerstand, so war dasselbe im Sanskrit noch weniger möglich, dadurch, daß jene Casus meist auch beim Substantivum im Gebrauche blieben, daher hier die Adverbia in so mannichfachen Formen erscheinen, daß sich mit Entschiedenheit kaum von einem sanskritischen Adverbium reden läßt. Im Lateinischen war ursprünglich neben dem genannten Ablativ der Vocativ mit der Endung *ter* = sanskr. *tra*, in Gebrauch. Da dieser Casus aus der gewöhnlichen Declination geschwunden ist; und da ferner neben dem Ablativ, der freilich in der gewöhnlichen Declination geblieben ist, bei den Adjectiven der 2. Decl. auch der fast völlig verlorene Vocativ auf *e* (aus *a+i*) in modalem oder adverbialem Sinne angewandt ist; die Endungen *tim* (in *praeser-tim*, *separa-tim*, *conjunctim*, *catervatim*, *gradatim*, *paulatim*, *viritim*) und *itus* (*caelitus*, *funditus*, *divinitus*, *penitus*) aber fast gänzlich aus dem Gebrauche geschwunden sind: so hat sich hier schon entschiedener der adverbiale Redetheil entwickelt. Am consequentesten ist dies wohl im Griechischen geschehen, wo *ως*, die Ablativ=Endung, wohl schon früh als modaler Casus, wenn auch nicht zu ausschließlicher, doch zu sehr ausgedehnter Herrschaft gelangt war. Als nun dieser Ablativ aus der substantivischen Declination geschwunden war, so konnte man vergessen, daß seine Endung *ως* nur den Nominalthemen auf *ο* zukam, und konnte sie auch den Adjectiven der 3. Declination geben: *ταξέως* von *ταχύ*, *ἡδέως* von *ἡδύ*, ferner *σαφῶς*, *σωπρόνως*, *πάντως*, *χαριέντως*. Vor diesem so ausgedehnten und bequemen Gebrauch des *ως* traten die Bildungen auf *δον*, *δην*, *ι* und *ει*, *τι* durch ihre Beschränktheit auf eine verhältnißmäßig geringe Anzahl von Fällen, die obenein nach Form und Bedeutung eine besondere Eigenthümlichkeit haben (z. B. *ταυροδόν* wie ein Stier, stiermäßig; *βάδην* schrittweise, *ζούβδα* und *ζούβδην* heimlich), völlig zurück, und

so wurde *ως* für das Sprachbewußtsein das Ableitungsmittel für einen besonderen Redetheil, das Adverbium.

Dieser so entstandene Redetheil mußte jene anderen eben genannten Bildungen appercipiren, wie er auch die auf griechischem Boden völlig unerklärlichen Gebilde, wie *εὖ*, *μόγισ* (von *μόγος* für *μόγους* s. Benfey, Kurze Grammatik 342), die Formen auf *ᾶ*, *τάχα* „vielleicht“, von *ταχύς*, *ἄμα*, *μάλα*, *λίην*, *ἄγαν* u. s. w. in sich hineinziehen mußte. Eben so *νωλεμές*, woneben auch *νωλεμέως*. Auch im Sanskrit giebt es unerklärbare Adverbia. Stand nun der Begriff dieses Redetheils einmal so fest, so konnte er durch Bildungen, in denen gebräuchliche Casus, der Dativ und der Accusativ, modale Bedeutungen hatten, nicht mehr schwankend werden, wie *κομιδῇ* gar sehr, *σπουδῇ* kaum u. s. w., *δωρεάν* und *προῖκα* umsonst, und wie der Accusativ der Comparative und Superlative.

Wenn nun Benfey in Bezug auf das Adverbium wenigstens insofern Recht hat, als es so zu sagen ein nachgeborener Redetheil ist, so verhält es sich mit dem Substantivum ganz anders. Doch dies nachzuweisen, würde uns zu einer Construction der Redetheile, also von der vorliegenden Aufgabe weit ab führen.

H. Steinthal, Dr.